

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Forschungsreisen

Betrachtung zweier Bücher.

Noch ist unsere Erdoberfläche nicht gänzlich erforscht, noch gibt es dunkle Urwälder, von denen wir wissen möchten, was in ihnen wächst und haust, noch gibt es auf den grossen Kontinenten zentrale Einöden oder mächtige Gebirge mit unerhörten Hochländern zwischen den innern Ketten, noch gibt es die Wüsten der wenigen Nachrichten, die Steppen der stiebenden Winde, Länder des wallenden Grases, Berge der unerreichbaren Bezirke, Gipfel des gesammelten Rundblicks, Inseln der Seligen — noch gibt es dort und hier Menschen, deren Leben und Treiben uns Wunder und Märchen sind.

Welch ein seltsamer, untötbarer Trieb muss den Menschen erfassen, den wir Forscher nennen! Wann überfällt es ihn, als was überwältigt es ihn? Ist es ein Traum im Schlaf oder ein Tagtraum? Denn mit dem blossen Trieb nach Wissen, systematischem Wissen, ist wohl keines Forschers Seele erklärt. Aber der dunkle Rest verharrt im Unaufdeckbaren. Wenn wir nicht selber Forscher sind, so werden wir es nie ganz erkennen. Oft scheint mir, die Magie eines Wortes allein genüge schon, um aufzufahren und einen Entschluss reifen zu lassen — reifen zu lassen mit einer Plötzlichkeit, die niemals dem Reifen einer Frucht gleicht. Jähe Entschlüsse, hören wir, sind ein Merkmal des Abenteurers. Ohne ein nie ganz errechenbares Mass von Abenteurerei kann ich mir die Seele des Forschers nicht vorstellen. Die Forscher sind meist ur-sachlich, wir verstehen nicht die Phantasien ihrer Knabenjahre, nicht jene geheimen Bilder, Wünsche und Träume, die später die Führung übernehmen... Taklamakan — was ist das? Solche Worte hören wir im Traum. Borneo ist ein Schulwort, aber mit dem Akzent auf dem e ist es ein Traumwort.

Einmal sprach ich, neben einem Dichter gehend, das Wort Minya-Gongkar vor mich hin. Mein Begleiter nahm es auf und verfiel augenblicklich einer rätselhaften Begeisterung. „Dann sitze ich wieder da und höre dem Rauschen im Walde zu. Ist es das Aegäermeer, das dort liegt und tönt, ist es der Meeresstrom Glimma... Es gibt nichts Herrlicheres als das Rauschen des Waldes, es ist wie Schaukeln, ist wie Tollheit: Uganda, Tananariva, Honolulu, Atacama, Venezuela —“ So Hamsun im „Gedämpften Saitenspiel“.

Ein Forscher ist kein Dichter, er darf es auch nicht sein. Aber vielleicht steht am Anfang des Forschers doch das Dichten — weniger als Tat, mehr als Erleiden. Dieses Dichterische, es liegt noch augurisch über dem ersten Beginnen, es steht am Anfang der Forscherlaufbahn, es ist Forscherweihe, es ist Initiation, gleichsam Initialzündung — aber dann geht es verloren, die Materialien schütten es zu.

Diese Materialien, diese reichen Frachten einer Kauffahrteiflotte, von den Zimtinselfn zurückkehrend: Botschaft von Zipangu, auf silbernen Yachten unter günstigem Wind herangesegelnd und in unsere Häfen laufend — sie entlasten ihre Schätze und wir stehen auf der Lauer nach Wundern und Märchen. Fremde Tiere und Vögel, farbige Steine und farbige Menschen ziehen durch unser Blickfeld, Indien sendet uns einen fürstlichen Gruss, Ostasien, Indonesien kommt zu Besuch.

Und die Bringer dieser Freuden, die Sammler dieser Seltenheiten, sie steigen aus und gehen an ihr Werk, das ein Werk des Ordners ist. Haben wir sie mit Jubel empfangen, haben wir sie auf die Schultern genommen, diese Kolumbusse? Ach, diese Zeiten sind vorbei. Wir stehen nicht mehr an den Landungsstegen, wenn ein Entdecker zurückkehrt, obwohl jeder einzelne unsern vernehmlich kundgegebenen Dank verdiente.

Fünffmal ist Fritz Sarasin aus Ceylon nach Basel zurückgekehrt, mit vollen Händen ist er jedesmal von der Zimtinself zurückgekommen — aber wir wussten es nicht. Wenn er uns nun in seinem Werke „Reisen und Forschungen in Ceylon“ (Basel 1939, Helbing und Lichtenhahn) Bericht erstattet, so dürfen wir diesen als vollständig und umfassend betrachten. Denn die Kenntnis seines Forschungsgegenstandes ist nicht das Resultat einer Vergnügungsreise, sondern das Ergebnis von Jahren.

Wie schreibt ein so berühmter Forscher ein Buch? Er schreibt es gemäss seinem Wesen und entlang seiner Forscherleistung; er folgt seinen Entdeckungen, und diese Entdeckungen haften an Kreuz- und Querfahrten durch das Gebiet seiner Wahl. Sarasins Sachlichkeit ist von jener Art, die ungeheuerlich, ja, fast abgründig wirkt. Das Schöne zu sehen, ohne überschwänglich zu werden, Ueberblicke zu gewinnen, ohne einem uferlosen Enthusiasmus zu verfallen — das scheint mir heute ein Vorzug zu sein. Ich las und lernte, und das Wort „heilige Nüchternheit“ fiel mir ein. Das Buch beginnt mit einer Einleitung, aber diese Einleitung ist das erste Kapitel, und es beginnt nüchtern: „Am 14. November 1883 betraten wir zum ersten Mal den Boden Ceylons in Colombo, nach 28tägiger Fahrt auf einem Dampfer des österreichisch-ungarischen Lloyd.“ Nüchtern — aber beginnt so nicht ein Roman, ein guter Roman? Nüchternheit kann eminent dichterisch wirken.

Nun, ist dieses Unternehmen, seine Erinnerungen und Entdeckungen noch einmal um sich zu sammeln und schriftlich festzuhalten, keine dichterische Leistung oder doch eine schriftstellerische Leistung? Unbestreitbar! Schon die Beschränkung auf das Wesentliche wird durch ihr blosses Erscheinen an etwas Dichterisches gemahnen. Wer jedoch auf Abenteuer hofft, Spannungen und Katastrophen benötigt und hierin das Spezifisch-Dichterische zu erkennen glaubt, den wird dieses Buch enttäuschen. Aber eine Insel quer durch die Zeit, quer durch ihre stofflichen wie menschlichen Sedimente zu erforschen und ihre Räumlichkeit nach allen vier Winden in Wort und Bild festzuhalten, ist keine Kleinigkeit. Ist es kein Kunstwerk, so ist es doch ein Natur-Werk und auf alle Fälle ein Werk.

Auf dem Adams-Pik zu stehen und zu bedenken, dass unter uns die Altsteinzeit in Gestalt der Wedda's noch fortbestehe, die Urwelt in Gestalt der Elefantenherden noch lebendig sei, und hinwegzusehen über die waldigen, seltsam geformten Berge — welch ein neues Weltgefühl! „Mächtig brandet die See gegen Ceylons Südspitze, und der Blick schweift über einen unermesslichen, bis zum Südpolargebiet ohne dazwischen liegendes Land sich ausdehnenden Ozean.“

Adams-Pik — ein „Thron der Götter“! „Thron der Götter“ nennen Arnold Heim und August Gansser ihr Buch (im Morgartenverlag Zürich und Leipzig, 1938), in dem sie mehr die Erlebnisse, doch auch die Ergebnisse der ersten schweizerischen Himalaya-Expedition des Jahres 1936 niederlegen.

Die beiden Autoren, wahre Allesseher und Alleshörer, werden durch höhere Gewalten weit eher zu Abenteurern, als der gelassene Forscher von Ceylon. Liegt dort die Insel mit festen Rändern als abgegrenztes Forscherziel, so steht hier das grenzenlose Hochgebirge mit seinen überdimensionierten Verhältnissen zur Untersuchung. Es ist grenzenlos als Natur, nicht aber in politischer Hinsicht. Denn da sind die verbotenen Länder Nepal und Tibet. Ausserdem ist und bleibt jede Kletterei auch im bekannten Hochgebirge Abenteuererei, wie viel mehr im jüngsten und darum höchsten Gebirge dieser Erde!

Der „Thron der Götter“ ist fast überreich beladen mit Erlebnissen und Bildern; aber es handelt sich nun einmal um ungewöhnliche Erlebnisse und zum Teil um unerhörte Bilder (220 Tiefdruckabbildungen nach photographischen Aufnahmen). Die beiden Männer haben sich aufgemacht, den Stein und die Organisation des Steinigen zu erforschen, aber sie entpuppen sich als ebensogute Darsteller des Lebendigen. Wer Erlebnisse erzählt, muss im Persönlichen verweilen — auch das ist dichterisch. Und da ist es vor allem Arnold Heim, der Sohn unseres unvergesslichen Albert Heim, dessen dichterische Beschwingtheit uns das Buch lieb machen kann. Heim bückt sich nach einem Stein, aber er hört gleichzeitig auch das Zirpen der Zikaden und den Ruf der Vögel (und hält diese Töne fest) und sieht die Blume, die neben dem Stein blüht. Er forscht mit Gefühl, und Gefühl verbreitet Wärme.

Acht Monate sind die Beiden unterwegs. Ihre Wege sind keine Irrwege, sie können es nicht sein. Quer durch den zentralen Himalaya stossen sie vor, Gansser sogar bis zum allerheiligsten Berg, dem Kailas im Transhimalaya. Er steht auf verbotenem Boden — aber da strahlt „der heiligste Berg der Welt“. Der als Lama verkleidete Europäer sieht ihn, erlebt ihn, nähert sich ihm: ein Gewitter umtobt ihn, aber was niederfällt, ist Schnee; Blitze zucken durch tanzende Schneeflocken.

Ein wahrhaft fesselndes Buch ist aus all den Aufzeichnungen geworden, fesselnd selbst dort, wo es die wissenschaftlichen Ergebnisse in grossen Zügen zusammenfasst. Seltsam zu hören, wie ein Gebirge lebt, wie und warum es anders ist, als unsere Alpen. Grosse Bilder hat dieses Buch in mein Bewusstsein gezeichnet; zum ersten Mal habe ich dieses Gebirge

begriffen, zum ersten Mal habe ich eine deutliche Karte von ihm in den Händen, zum ersten Mal auch habe ich das Tibet verstanden und mit ihm ahnunghaft auch jenes Ur-Phänomen der Weltgeschichte, die Völkerwanderung. Grosse Bilder, räumliche wie zeitliche, stehen wie fixierte Träume vor meinem innern Auge.

Es sind zwei Bücher, geschrieben von unsern Landsleuten auf Grund bedeutender Forscherleistungen. Die Männer gereichen unserm Lande zur Ehre, und ihre Werke, die geschriebenen, wie die ungeschriebenen, folgen ihnen nach. Ihre geschriebenen aber, sie tragen ausser ihrer gemeinsamen Einzigartigkeit noch das Merkmal der Verschiedenartigkeit ihrer Verfasser: Der Geist des Einen heisst Basel, der Geist des andern ist mehr Herz und heisst Zürich. In diesen beiden Büchern spiegelt sich das Genie zweier Städte unseres Landes — wir dürfen stolz sein sowohl auf sie selbst wie auch auf diejenigen, die sie so merkmalshaft vertreten.

Hermann Hiltbrunner.

Geschichte der Volksfreiheit und der Demokratie

In streng wissenschaftlicher Gestalt, mit einer Grundsätzlichkeit, die man eisern nennen möchte, dabei mit einer musterhaften Gerechtigkeit, die alles, was nicht der eigenen Parteinahme entspricht, ebenso nüchtern und lauter sachlich behandelt, hat sich der Dozent für Verfassungsgeschichte an der Universität Basel, Dr. Adolf Gasser, an ein Werk gemacht, dessen Gehalt in der heutigen Zeit zündend, begeisternd und befestigend wirken kann, ja muss. Sein Buch „Geschichte der Volksfreiheit und der Demokratie“, das soeben im Verlag H. R. Sauerländer und Co. in Aarau erschienen ist, stellt eine kurzgefasste Weltgeschichte im Hinblick auf das gestellte Problem dar, deren Methode, wie der Verfasser selbst sagt, nicht beschreibend, sondern entwickelnd ist, das heisst, dass darin die „entscheidenden geistigen, staatlichen, militärischen, wirtschaftlichen Kräfte aufzudecken gesucht werden, die den Gang der Entwicklung bestimmt haben“. So kommt es, dass wir in dem Buche von Adolf Gasser naturgemäss wenig konkrete Daten über die Menschheitsentwicklung erfahren, desto mehr aber über die soziologischen, rechtlichen, kulturellen und verfassungsgeschichtlichen Prinzipien und Ideen, Kräfte und Mächte, die zur Förderung oder Unterdrückung der Volksfreiheit und der genossenschaftlich-demokratischen Institutionen beigetragen haben. Das Buch ist aus Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten hervorgegangen, die der Verfasser im Wintersemester 1938/39 an der Universität Basel gehalten hatte.

Als hohes Verdienst ist dem Werke anzurechnen, dass es trotz einer eindeutigen und charaktervollen Stellungnahme, die sich uns Schweizern als selbstverständlich ergibt, den Einrichtungen und der Gedankenwelt von nicht altfreien Völkern, der Staaten, die vorwiegend auf dem

Prinzip der Macht, des Befehlens und Gehorchens aufgebaut sind, volle Gerechtigkeit und sachliches Verständnis entgegenbringt und widerfahren lässt. Deswegen wird der Standpunkt des Verfassers nicht weniger klar und teilt sich mit nicht geringerer Festigkeit dem Leser mit, der von der sittlichen Kraft der Ausführungen Gassers stark ergriffen und mitgerissen wird. Die Erscheinungen auf politischem und gesellschaftlichem Gebiet sind mit einem so umfassenden Blick festgehalten und gewürdigt, dass man sagen darf, dass das Buch „Geschichte der Volksfreiheit und der Demokratie“ nicht nur eine Ausbildung und Fundierung der historischen Hilfswissenschaft, die des Verfassers Spezialgebiet ist, bedeutet, sondern darüber hinaus und von ihr aus ausgehend, eine Formung und stellenweise sogar eine Umformung des gesamten historischen Weltbildes.

Aus der Problemstellung des Werkes ergibt sich eine sachliche Zweiteilung, die von der Frage abhängig ist: Wo in der Welt hat sich die Volksfreiheit ausbilden, teilweise fast geradlinig weiterbilden, teilweise, durch andere Entwicklungen unterbrochen, umbilden, und wo hat sie sich überhaupt nicht ausbilden können, oder ist sie verloren gegangen? So sind von den 16 Abschnitten des 224 Quartseiten umfassenden Buches fünf mit einem für die Geschichte der Volksfreiheit negativen Inhalt gefüllt, acht mit positivem, zwei mit halbwegs positivem, und eines ist grundsätzlich-betrachtend. Die Voraussetzungen für eine freie Gemeinschaft können allgemein mit allgemeiner Wehrpflicht und allgemeinem Stimmrecht bezeichnet werden; das gilt für heute wie für die Urzeit, seitdem sich die Menschen aus der magisch-primitiven Geistesverstrickung zu der Stufe des Nomadismus, der ersten rationalen Entwicklungsstufe der Menschheit hingefunden hatten. Die Nomaden hielten an der Gemeinschaftsform der stammesstaatlichen Genossenschaft fest, und ihr Kennzeichen war die freie Volksgemeinde. Weitere wichtige Begriffe der europäischen Urdemokratien sind: Gewohnheitsrecht, also nach altem Brauch gefundenes Volksrecht, gemeinfreie Männer mit der darüber gelagerten Schicht des Verdienstadels (nicht Herrschaftsadel!), ferner das Volkskönigtum, das das Vertrauen der Volksgemeinde genießt und als Hauptgrundlage der Demokratie, die sich beispielsweise bis heute im schweizerischen Referendum erhalten hat: das Widerstandsrecht. Diesen Begriffen der Demokratien auf genossenschaftlicher Grundlage, die sich ausschliesslich im Abendland ausgebildet haben (was äusserst wichtig festzuhalten ist), stehen die aus den orientalischen Hochkulturen stammenden Begriffe des Gottkönigtums, des Herrschaftsstaates, des stehenden Heeres (bis Militärdespotie), des Grossgrundbesitzes und der Bauernhörigkeit gegenüber, die sich in Europa mit der im spätrömischen Kaisertum einsetzenden Feudalisierung, im Absolutismus und — mutatis mutandis — in den totalitären Einparteienstaaten eingenistet haben.

Aus den prähistorischen Voraussetzungen heraus entwickelt dann Gasser die Ausbildung und den Niedergang der Volksfreiheit in der griechischen Polis, in der römischen Republik und in der mittelalterlichen

Stadt und zeigt die zuwiderlaufende Entwicklung durch die Feudalisierung des Abendlandes und in den festländischen Fürstenstaaten. Wir können den Verfasser auf seinem Gang durch die Menschheitsgeschichte nicht begleiten, sondern nur uns an einigen Stationen kurz aufhalten, wobei sich Gelegenheit ergibt, einige unserer Ansicht nach irrige oder strittige Punkte aufzudecken. Für die Möglichkeit, dass sich im Abendlande eine freiheitliche politische Einrichtung erhalten kann, sind vor allem zwei Voraussetzungen nötig: eine volksverbundene Führerschicht, wie sie in der Schweiz, in den Niederlanden, in Skandinavien und England vorhanden ist und war, und eine konservative Gemeinschaftsgesinnung.

Was Gasser für die Geschichte der Volksfreiheit, ja sogar für diejenige der Menschheit überschätzt, das ist für unser Empfinden die Wirkung der rationalen Geistesverfassung. Er stellt für die Prähistorie den Nomadismus, für die Antike die Münzprägung, für das Spätmittelalter den Frühkapitalismus als die Auftriebe der rationalistisch-individualistischen Geisteshaltung dar und — was noch entscheidender ist: er bewertet diese Auftriebe einseitig als positiv. Wohl ist zu sagen, dass die abendländische Geschichte in Griechenland, mit der „Erfindung“ der ratio beginnt; aber diese ratio, ist sie nicht vielleicht einseitig interpretiert?

Ungenügend in der Darstellung ist der Abschnitt über Aufklärung und französische Revolution. Dieses Kapitel erscheint fast als ein Fremdkörper in Gassers Buch; man spürt, dass er mit den Ideen der Aufklärung nicht viel anzufangen weiss, und vor allem bedarf er einer fremden ideologischen Unterstützung, die hauptsächlich in zahlreichen Zitaten des Soziologen Alfred Weber besteht. Erst im Schlusskapitel des ganzen Buches kommt Gasser auf das Entscheidende zurück, was ihm an Ort und Stelle nicht darzustellen geglückt war. Hier sagt er, was ausgeführt im Aufklärungskapitel hätte stehen sollen: „...deshalb wird es das unvergängliche Verdienst der Aufklärung bleiben, dass sie die Ideen der Individualfreiheit und der Menschenliebe, dieses Erbe der heidnischen und der christlichen Antike, zur Idee der Gewissensfreiheit verbunden hat“. Im gleichen Abschnitt über die Aufklärung ist unserer Auffassung nach auch die Würdigung von Locke nicht zutreffend. In einem andern Kapitel, aber zur gleichen Zeit spielt sich in den altfreien Ländern, in England, Skandinavien, den Niederlanden und der Schweiz, die nach den Worten Gassers eine Welt bilden, „die geistespolitisch zusammengehört und ein ganz eigenes Gepräge zeigt“, ein historischer Vorgang ab, den Gasser vielleicht doch zu wenig eindeutig festgehalten hat. Wir meinen das Eindringen des zum grossen Teil auf den Resten der Feudalisierung aufgebauten Absolutismus in diese Staaten, das in der Schweiz, wie namentlich in England, zu gering bewertet wird in der Arbeit Gassers. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, dass Dänemark schon im 14./15. Jahrhundert durch eine starke Feudalisierung aus der Reihe der altfreien Staaten ausgeschieden ist. Aber wenn auch die an-

dern altfreien Staaten die Feudalisierung glücklich überwunden, bzw. sogar im Gegensatz zum Feudalismus überhaupt entstanden waren, so sind sie alle von dem Absolutismus viel stärker betroffen und, partiell gesagt, geschädigt worden, als Gasser annimmt. Wohl ist es richtig, dass diese Länder, wie auch die Schweiz, diese Krise schliesslich überwandten; aber das 17. und 18. Jahrhundert, das Zeitalter des Absolutismus, bedeutet hier doch eine Zäsur in der Geschichte der Volksfreiheit, von der man erstaunt ist, dass sie überhaupt geschlossen werden konnte. Ein kleiner Hinweis, wie stark die absolutistischen Tendenzen in dem ursprünglich altfreien England sich auswirkten, ergibt sich aus der Betrachtung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, den Gasser eher bagatellisiert. Auch in der Schweiz der nachreformatorischen Zeit bis zur französischen Revolution schildert er die Wirksamkeit des genossenschaftlichen Ausgleichs- und Vertrauensgedankens zu einseitig positiv. Mit der allgemeinen Bewaffnung der Untertanengebiete war es nicht weit her. Der genossenschaftliche Staatsgedanke war damals in den meisten Kreisen vergessen; eine der wenigen Ausnahmen ist Isaak Iselin.

Von allen diesen im Ganzen doch wenig grundsätzlichen Einschränkungen abgesehen, stellt das Werk Adolf Gassers doch eine in höchstem Masse beachtenswerte und verdienstvolle Leistung dar. Was Gasser in seinem Schlusskapitel sagt, sollte aus den wissenschaftlichen Kreisen tief ins Volk hineingetragen werden. Das Buch „Geschichte der Volksfreiheit und der Demokratie“ ist geeignet, in der gegenwärtigen Zeit nicht nur als historisches Bildungswerk, sondern geradezu als politisch-weltanschauliches Brevier zu dienen einem jeden, der die heutige Entwicklung nicht gleichgültig an sich vorbeigehen lässt. Popularisierung dieser Ideen ist eine wichtige Aufgabe aller geistig Schaffenden, nachdem Gasser den entscheidenden Schritt wissenschaftlich getan hat. Ja, man könnte sich sogar vorstellen, dass Auszüge und Ausschnitte, geschickt zusammengestellt, als Volkslektüre und in Schulbüchern überaus fruchtbringend und aufklärend wirken könnten.

Eugen Teucher.

Briefe Gottfried Kellers

Es gehört zum Mangel und zum Glück jedes geistigen Haushalts — des Einzelnen wie der Nation —, dass seine ererbten Güter immer neu gewonnen werden müssen. So ist auch die neue Vermittlung von Kellers Briefen, die soeben Carl Helbling unternimmt, hoch willkommen (Briefe Gottfried Kellers, herausgegeben von Carl Helbling, Fretz und Wasmuth Verlag A. G. Zürich 1939). Ein neuer Hinweis und eine neue Erschliessung sind gerade heute nötig. Mit der strengeren Auslese von 88 Briefen, von denen einer zudem erstmals veröffentlicht wird,

sind die schweren Bände des Bächtold-Ermatingerschen Werkes oder Max Nussbergers umfangreiche Auswahl nicht überflüssig gemacht. Sie bietet das Kostbare in gedrängterer Fülle und gibt dem Briefschreiber Keller ein schärferes Profil, sodass der kleine Band wie eine neue Gabe wirkt. Das wäre schon der Fall allein vermöge der sehr schönen Einführung des Herausgebers, die sich auch der beste Kenner des Dichters nicht gern wird entgehen lassen, und die doppelt gerne lesen wird, wer die Worte zum Teil schon als Rede vor der Gottfried-Keller-Gesellschaft gehört hat. Dazu kommen die kunstvoll-knappen Angaben über die Briefempfänger, die oft in wenigen Worten ein Porträt zu skizzieren wissen.

Kellers Briefe sind Briefe — wenn wir sie lesen, suchen wir zuletzt nicht historische Dokumente und nicht sachliche Meinungsäusserungen über irgendwelche Materien; eine Briefsammlung, oder mindestens Helblings Auswahl, hat ein anderes Ziel als eine Hilfsquelle für Literaturhistoriker und Biographen zu sein. Das Unnennbare und Unersetzliche, das in den Briefen Gestalt gewinnt und um dessentwillen überhaupt erst erlaubt ist, die private Sphäre eines Dichters zu betreten, ist das Zusichkommen eines Menschen, die Verwirklichung seiner selbst im lebendigen Verkehr mit seiner Welt. In schöner Gegenüberstellung mit Rilke zeigt Helbling, wie das besonders von Keller gilt. Denn im Gegensatz zu andern Selbstzeugnissen wie Selbstbiographie oder Tagebuch oder auch gegenüber einem bloss „monologischen“ Briefe ist ja der echte Brief zweiseitig und zeigt den Schreibenden in handelnder Beziehung; in dieser allein hebt sich ja eine Persönlichkeit von der Welt ab, lebt von ihr und bildet sich zu sich selbst. Zwischen Melancholie und Zorn, Scherz und ernster Betrachtung, Selbstrechtfertigung und Belehrung, Not und Verliebtheit lebt als geheime Mitte das Wunder eines Menschen, das schliesslich in all diesen Aeusserungen erst selber entsteht und sich gestaltet. Ganz abgesehen vom Glanz der jeweiligen Formulierungen, die uns im Einzelnen als dichterische Leistungen freuen, liegt der Sinn einer Briefauswahl im Versuch, diese Gestalt durch Ausschneiden von Belanglosem sichtbarer und konkreter zu machen. Der Herausgeber versucht nichts anderes, als das deutlich herauszuheben, was — in unserem Falle — Keller mit seinem gesamten Dasein versucht hat.

Nur darum ist ja auch die Reihe der Briefe an Mutter und Schwester nicht nur bemühend, sondern grossartig. Aus München, Heidelberg, Berlin kommen immer wieder die Briefe, die von Schulden berichten, Geld erbitten, sich verteidigen und doch die Sorgen der Mutter beruhigen wollen. Aber wie steht hinter dem Ringen um die äussere das um die innere Existenz! „Es ist ein Unterschied zwischen Schulden und Schulden“. Es bleibt ihm nicht erspart, sich gegen den Verdacht der Liederlichkeit und der Lüge zu wehren. Selbst die Beziehung zu Freunden kommt da in Gefahr und es kann zu dem Postskriptum kommen: „Ich bitte ernstlich, an mir nicht zu verzweifeln“. Und wie sich das kranke

Tier in die Einsamkeit verkriecht, so kann ein langes schweres Schweigen eintreten. Und in allem nun noch die grosse Gefährdung, die dem noch unausgewiesenen Dichter aus der Liebe erwächst. Aber schon in dem „masslosen“ Brief an Luise Rietter heisst es: „Ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen“ — und so ist wohl grösser und aufschlussreicher als das Geständnis an die Geliebte das Ringen um „Besonnenheit“ in den zwei Briefen an Frau Professor Orelli. Hier, vor allem im unvergleichlichen zweiten, umschreibt Keller den buchstäblichen Sinn des „Sichzusammennnehmens“, spricht er davon, wie er aus dem Selbstverlust nun eine „Kostbarkeit“ nach der andern wieder heraus sucht. Und wieder verfolgen wir den Versuch gewaltsamer innerer Sammlung in dem Brief an Johanna Kapp, der bezeichnenderweise nicht abgesandt wurde. Und gegen die „elegante Personnage“ der Betty Tendering schliesslich helfen Grobheit und blutige Selbstverhöhnung.

Ebenso tief um sich selbst, um die wahre „Besonnenheit“ geht es im brieflichen Kampf mit den Verlegern; auch hier muss sich Keller unter stolzer Wahrung einer letzten Würde rechtfertigen. Gegen den „Schein der Grobheit und Rücksichtslosigkeit“, ja der „Unwahrheit“ (an Vieweg) muss sich der Dichter nicht nur seine bürgerliche Reputation, sondern auch die Echtheit eines reifen Werkes erkämpfen. Hier lesen wir das Wort: „Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft“, und so bummelt er nicht zuletzt aus Verantwortung. So harrt er in Berlin aus, um Schulden zu bezahlen, um das Werk abzuschliessen, und um wie der grüne Heinrich „als ein anderer in die Heimat zurückzukehren“. Und die nächsten Briefe aus der Heimat zeigen ihn denn auch als einen andern und freieren.

Damit stossen wir auf einen weiteren Kreis, den des heimatlichen Gemeinwesens. Auch diesem, der menschlichen Gesellschaft, gegenüber geht es ja um eine Bestätigung des eigenen Wertes. „Dass derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie im Gleichgewicht zu erhalten, auch unfähig sei, im staatlichen Leben eine wirksame und ehrenvolle Stellung einzunehmen“, schreibt Keller über die Moral des grünen Heinrich an seinen Verleger. Das lässt erkennen, wie tief und unzertrennlich persönliches Dasein und das Leben des Gemeinwesens aufeinander bezogen sind. Auch in dieser Hinsicht wollte er nicht „versinken in ein vages Belletristentum“ (an L. Assing). Umso kränkender war die Verstossung aus der Schule, umso verpflichtender aber auch das staatliche Reisestipendium. Aber nun wurde es Keller möglich, nicht nur als Teilnehmer am politischen Leben und nicht nur durch den Dienst im Amt diesen äussersten Ring seiner Persönlichkeit anzugliedern. Wie selten ein Dichter durfte er die Anerkennung und das Verständnis seiner Mitbürger auch als Künstler gewinnen. Mit Recht erscheint daher bei Helbling auch der Dankbrief in seinem vollen Gewicht, den Keller nach der Verleihung des Ehrendoktorats an die Philosophische Fakultät der Zürcher Hochschule gerichtet hat: als ein bewusst geformtes Bekennen des Wunsches, sein dichterisches Werk

„mit bedachterem Fleiss“ und „einheitlicherem Gedankengang“ „zu einem geistigen Ganzen zusammenzufassen und zu einer festeren Gestaltung zu bringen“. Von dieser tiefen und echten Bezogenheit des schweizerischen Dichters zum „geistigen Ganzen“ zu lesen bedeutet heute eine besondere Stärkung. So zeigen die Briefe Kellers Menschlichkeit und Kellers Humanismus nicht nur in der humanen Gepflegtheit seines Umgangs mit den Briefempfängern und nicht nur in seiner unbestechlichen sittlichen Haltung; sondern sie enthüllen auch die sittlich gebildete Person als notwendig verbunden mit einem Staatswesen, wie wir es als schweizerisch festhalten oder anstreben möchten. (Die nationale Befriedigung beim Lesen von Kellers Briefen ist allerdings vielfältiger Art. Sie beginnt schon, wenn wir in den Briefen an die Mutter oft schweizerischen Sprachcharakter und mundartlichen Umgangston mit Vergnügen erkennen, oder wenn wir uns gelegentlich an der vaterländischen Grobheit freuen oder am „schweizerischen Nationalhemp“, das in Berlin „bachab“ geht, da es Stücke zu Salblumpen abtreten muss).

Doch gilt es nun nicht nur das oft quälende Ringen des Dichters um sich selber, um seine Bestätigung im Bereich der Kunst und der Gesellschaft zu verfolgen. Es wäre wenig ohne die gelungene Entfaltung einer überlegenen und beherrscht gewordenen Menschlichkeit in den Briefen der reifen Jahre. Hier wird das Briefschreiben zur Kunst des schriftlichen Gesprächs, das keines sachlichen Mitteilungsinhaltes mehr bedarf, um eine echte und lebendige Beziehung mit dem Gegenüber zu knüpfen. Es sind die Briefe an Lina Duncker, vor allem aber an Adolf Exner und seine Schwester Marie von Frisch, die immer neu bezaubern durch ihren leichten und wendigen Ton, in dem der Reichtum eines gebildeten Herzens und Geistes aufklingt. Aber gerade hinter solchem Ton kann sich, wie früher hinter dem Galgenhumor, nun auch die Distanz und Reserve des Schreibers verbergen — sei es nun, dass er sich steigert ins Spöttische und Spielerische wie an die „dame incomprise“ Lydia Escher, oder dass er sich mässigt zu einer allgemeinen Verbindlichkeit, die nun nicht mehr viel Persönliches zu verraten hat. Hier verschmäht er denn auch nicht blosse Wortwitze: er lässt sich durch einen Blumenstrauß Lydia Eschers „überrascheln“ und wünscht dem „Hause Paul Heyse“ eine „Heilspause“. Aber gerade hinter der Verbindlichkeit der späteren Briefe, die zudem in den letzten Jahren spärlicher werden, spürt man von neuem die Ferne eines mit sich selber Einsamen, der klaren Blickes seiner Auflösung entgegen geht.

Helblings Auswahl bietet als viertletzten und als letzten Brief zwei Stücke, denen nichts Spielerisches mehr anhaftet und die in eigenartiger Weise den Ring schliessen; sie beziehen sich zurück auf die erste Lebenshälfte und nehmen das Geldmotiv wieder auf. Im Schreiben an seinen in Not geratenen Jugendfreund Joh. Sal. Hegi, der ihm einst selber aus der Not geholfen und mit dem er den Kontakt verloren hatte, übersendet der „sehr alternde Gottfried Keller“ ungebeten und mit taktvollsten, warmen Worten eine Unterstützung. Und der zweite Brief,

an Jacques von Planta, zählt nach 35 Jahren dem Sohn eines einstigen Helfers eine Schuld zurück, unter Beilage einer weiteren Summe für einen milden Zweck. Es sind symbolische Handlungen, die man versucht ist in Verbindung zu bringen mit jener geheimnisvollen Schuld, von der Keller zu C. F. Meyer am Lebensende gesprochen hat: „Ich dulde, ich schulde“, und die abzutragen vielleicht das Bemühen eines Lebens gewesen war. Frei von jedem bloss Verbindlichen und frei von Maske tritt hier Kellers Menschlichkeit rein und einfach hervor.

Als das Wesen dieses Menschlichen bezeichnet Helbling eine letzte und im edelsten Sinne genommene Vornehmheit. Sie gibt jenen Takt und jene Sicherheit, mit der in allen Briefen der Empfänger richtig empföhlt und wahrhaft angesprochen ist. Und sie wäre nicht möglich ohne den unerbittlichen Sinn für das Wirkliche und Echte, der nicht nur hinter den Briefen steht, sondern auch Kellers persönlicher und dichterischer Laufbahn die Richtung gewiesen hat. Er lässt ihn ebenso, wo es nötig ist, die Dinge grob beim Namen nennen wie er ihn Zartheit und Verantwortung lehrt. Doch damit sei nicht länger der Einleitung Carl Helblings vorgegriffen, die es vermag, in behutsamen, aber unverrückbaren Worten diese Kraft des Menschlichen, die Kellers Briefe belebt, zu umschreiben, im Reichtum ihrer Aeusserungen zu verfolgen und so den Gehalt der gebotenen Auswahl glücklich zusammenzufassen.

Max Wehrli.

Bernard von Brentano: Die ewigen Gefühle

In „Theodor Chindler“, dem Roman einer deutschen Familie, entwarf Bernard von Brentano das Gemälde vom Zusammenbruch des deutschen Bürgertums im Weltkrieg. Er tat es mit der Leidenschaftlichkeit des Dichters, der durch den Zeitroman politisches Gewissen klopfen lässt. Die dichterische Kraft schien dort eher dem politisch-geschichtlichen Ereignis vor der Gestaltung individueller Schicksale zu gehören, was insoweit begreifbar war, als Brentano die Erschütterungen der Struktur einer Gesellschaft ganz unmittelbar und leidvoll empfand. Sein neuer Roman, „Die ewigen Gefühle“ (Querido Verlag, Amsterdam 1939), ist der überzeugendere Beweis für jene Stifführung, die dem Seismographen gleich das Beben in ungeahnten Tiefen festhält. Brentanos Kunst hat sich in dem Sinne entfaltet, dass seine Darstellung den Menschen nicht der Zeit, sondern die Zeit den Menschen unterordnet, d. h. dass die menschlichen Probleme und ihre Qual aus der Zeit erwachsen, nicht aber von ihr überwuchert werden. Die Figuren des neuen Romans bewegen sich nicht mehr wie in der Chronik des Untergangs auf dem Schachbrett der Geschichte; sie gehen ihre eigenen Wege, seltsame freilich und beschwerliche.

Es handelt sich für Brentanos Welt um die Aufgabe, die Brüchigkeiten in der bürgerlichen Welt zu überwinden und den Verlust der göltig ge-

wesenen Normen auszugleichen. Die Gefühle sind ewig, auch im Wandel der Zeiten; verschieden ist ihr Rhythmus in zwei Generationen, welche dieselben Herzen, aber andern Pulsschlag haben. So zieht durch Brentanos Roman eine Sehnsucht nach neuer Gestalt höchster Empfindungen. In diesem Sehnsuchtszug verspürt der Leser tiefen Ernst. Man kann sagen: die Sehnsucht ist das Spannungsmoment des Buches, fesselt durch die Geschehnisse und Gespräche hindurch und hält die Sympathie für das Werk wach, das keine Gesellschaft verrückt, doch Werte retten will, die gefährdet sind.

An einem Wintersportplatz erblickt der Rechtsanwalt Elshaltz (ein zischender Name; schlimm wird es wenn jemand den Arm um Elshaltzens Hals legt!) eine Frau, Sabine, Bekanntschaft längst vergangener Jahre. Sie ist gleich Elshaltz verheiratet. Beide sind in ihren Ehen nicht glücklich, ohne ihren Partnern viel mehr vorwerfen zu können, als dass ein Leerlauf eingetreten ist, die ewigen Gefühle aber lebendig und anspruchsvoll geblieben sind. Die Verbindung von Elshaltz mit Sabine wirkt das Geflecht der Lügen, unter dem zu leiden beide verdammt sind. Denn diese Liebenden verkennen weder im Rausch der Empfindungen noch im Hochmutstaumel der Rechthaberei auf ein unmögliches mögliches Glück die Bindung und Verpflichtung gegenüber den Verträgen. Im Atelierraum Berlins so wenig als im Salzburger Hotel kann die Zerredung von Zuständen und Wünschen Lösung bringen, die nur in der Klarheit der Beziehungen zu finden ist. Brentano lässt die entscheidenden Wirkungen von einer alten Gräfin, Sabinens Grossmutter, ausgehen. Sie lehrt die Enkelin, dass man sich selber kennen muss, um seine Verantwortungen zu erfahren, und erzählt ihr vom eigenen Kummer des Liebens, der gross genug gewesen, zu den Jüngern sprechen zu dürfen. Vielleicht wäre die Trennung Sabines von Elshaltz auch ohne den Beistand der alten Dame eingetreten, hätte aber nicht so entschieden ausklingen können, denn die Gräfin zwingt durch energische Fassung ihrer Ueberzeugungen. Elshaltz hat Sabine einmal vorgeschlagen, alle Schwierigkeiten zu erledigen durch Heirat und Wegzug aus dem mittleren Bürgertum, Abstieg in eine vereinfachte Welt in irgendeinem Vorort. Beiden gebrach es an Mut. Der Verzicht Sabines ist tapfer, — der von Elshaltz ohne Zuversicht. „Die Arbeit geht ihm leicht von der Hand, aber das Leben langweilt ihn.“ Das ist der letzte, lakonische Satz des Romans, ein Oelfleck auf geglätteten Wogen. Deckt er auch die Sehnsucht, die im Sturme über Wellen gesungen hatte? Sabine, die dem intellektuellen Elshaltz immer unterlegen war, hat ein schmales Glück gefunden. Carola, des Rechtsanwalts Gattin, sorgt sich erneut um seine Unruhe. Aber sie ist dumm und daher ohne Belang. So bleibt alles etwas offen. Die Idee des Dichters darf insofern als gerettet gelten, als er die Verwirrungen und Verirrungen äusserlich heilt.

Bernard von Brentano kann den Anspruch erheben, dass sein Roman den gegenwärtigen Menschen in seiner zitternden Unruhe erfasst. Das Eheproblem ist nichts anderes als ein Symptom vieler Gefährdungen im

Zwischenraum zwischen der Sicherheit einer älteren und der Bangigkeit einer jüngeren Generation. Das Geschehen ist im besten Sinne romanhaft konzipiert; was gesprochen wird, hat erfrischende Schärfe. Brentano lässt das Gespräch steil aufsteigen und oft blendend triumphieren. Er liebt die gespitzte Formel, die Pfeile, die ins Schwarze treffen. Neben dieser Konzentrierung auf dialogische Höhepunkte schliessen sich in der Schichtung der epischen Vorgänge die Fugen nicht immer, bleibt in der Schilderei der realen Erscheinung Präzision da und dort aus, Geschmack ist diskutierbar. Unbezweifelte Könnerschaft kann derartigen Einwand tragen. Das Gewicht von Brentanos Leistung liegt bei der Aufrichtigkeit der Fragestellung; sie führt zur wortbewussten Prägung der Erkenntnis von den Ursachen menschlichen Leides. Die Bereitschaft zur Ueberwindung zeit- und ichbedingter Konflikte wird begriffen in der Schaffung jener Wesen, die den gestaltenreichen Raum der Dichtung durchschreiten und sich im Reigen der ewigen Gefühle die willigen Hände reichen.

Carl Helbling.

Das Katzenbuch

Sie gleichen, wenn sie sinnen, edlen Büsten,
Den grossen Sphinxen hingestreckt in Wüsten,
Die ewig schläfert eine Traumeshand.
Aus ihren Hüften Funken sich entfernen
Und goldne Teilchen wie ein feiner Sand
Ihr rätselvolles Augenrund besternen.

Zwei Menschen, eine Frau und ein Mann, haben im Umgang mit ihren Lieblingstieren soviel Beglückung und Bereicherung erfahren, dass sie beschlossen, vom Wesen der, zu oberflächlich beurteilten und darum häufig verleumdeten, katzlichen Gattung einmal zusammenfassend Zeugnis abzulegen. (Ein Brevier von Rösli und Edgar Schumacher. Fretz und Wasmuth Zürich 1939). Dabei wird die Frau mehr ihre Wahrnehmungen aus dem alltäglichen Verkehr, der Mann die gedanklichen Synthesen, die zu ziehen ihm eine ausgedehnte Kenntnis des europäischen Schrifttums (und der in diesem enthaltenen Parallelen) erlaubte, beige-steuert haben, aber dann doch wieder aus der lebendigen Anschauung die Formen der Wesensdeutung. Man mag über solch gewichtige Worte, an dieser Stelle, lächeln. Aber in der Tat war die Absicht der Verfasser, eine kleine Kulturgeschichte und Philosophie der Katzenheit zu liefern.

Das späte neunzehnte und das zwanzigste Jahrhundert haben die Auffassung der vorangegangenen vernunftstolzen Epochen von der Tierseele bereits in einigem revidiert. Zwar hatten die Juden des Altertums vom Tier eine geringe Meinung, die Aegypter dagegen eine sehr hohe. Das Christentum lenkte den Menschen ganz auf sich zurück, vom Tiere weg. Cartesius brach die verwandtschaftliche Beziehung zum Tier völlig

ab. Die von jeher tierfreundlichen Engländer (Hobbes 1651, Locke 1690, Hume 1740) machten das wieder gut, sprachen dem Tier Seele und Vernunft zu, nur dass der Mensch die zweite in höherm Masse besitze. Aber die Distanz zwischen Tier und Mensch ist geblieben: nur Hund und Katze lieben, in bestimmtem Grade, den Verkehr mit dem Menschen. Spricht für uns aus jedem Tier der Einklang von Wesen und Bestimmung, als die ihm eigene besondere Schönheit, dann ist „die Katze vielleicht das einzige Tier, dessen Schönheit wir als eine geistige empfinden“, wie die eines Kunstwerkes. „Man ist nie gewiss, ob ihr Handeln nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Weltgeschehen sei“. Neben ihrer Würde ist die Katze aber auch heiter, liebt Scherz und Gesellschaft. Nach solchen einführenden Betrachtungen soll der Liebhaber eine Bestätigung seiner Neigung in den folgenden Kapiteln finden, eine Lese dessen, was in den Zeiten „Besinnliches, Schönes, Heiteres, Spöttisches, Vertracktes“ über Katzen gesagt und überliefert worden ist. Nach Herodot kannten die Griechen die Katze nicht, die Aegypter verkauften wohl keine. Während der Völkerwanderung verbreitete sie sich in Europa, blieb aber durch die Jahrhunderte ein seltenes und kostbares Tier. In christlichen germanischen Ländern verfolgte man sie, als die Götter zu Teufeln umgedeutet wurden. Die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts beging zum Teil den Fehler, die Zähmbarkeit der Tiere zum Gradmesser ihrer Intelligenz zu machen. Im 19. wurden Victor Hehn und Brehm der Katze viel besser gerecht. Wie bei Aegyptern und Chinesen war sie aus dem Kulturleben schliesslich nicht mehr wegzudenken. Unzählige Sprichwörter und Kinderverse befassen sich mit ihrer Individualität. Märchen und Fabeln machten sie zu ihrem Mittelpunkt, zuerst in Frankreich. Die Dichter wendeten sich ihr bewundernd zu: (Friedrich Spee, Horace Walpole, Thomas Gray, Baudelaire, Keats, Wordsworth, Mörike, Kerner, Hebbel, Ricarda Huch, Edgar Allan Poe). In der Stadt zeigt die Katze mehr das Geistige und Liebenswürdige, auf dem Land die besinnliche Schönheit. Ein grosser Unterschied ist zwischen dem Wesen der Katze und des Katers festzustellen. Von diesem haben einige prominente Exemplare die Unsterblichkeit erlangt: der gestiefelte Kater, Hoffmanns Kater Murr, Scheffels Hiddigeigei und Spiegel, in Gottfried Kellers anmutigem Märchen. In den ältesten Schwankdichtungen spielt die Katze eine beträchtliche Rolle. Es wird ferner der Katzen im Struwpeter und derer bei Wilhelm Busch von unsern Verfassern gedacht. Der Begriff der „Katzenmusik“ wird untersucht und im Anschluss werden Winke über die Katzensprache gegeben. Der Band schliesst mit einer Darstellung des Berner Katzenmalers Gottfried Mind, bekannt als der „Katzen-Raffael“ wie, nach Vigée Lebrun, Freiherr von Gaudy in seiner Novelle ihn nennt. Von diesem Maler sind in dem Bande eine Anzahl Katzenbilder wiedergegeben, neben manchen andern aus alter und neuer Zeit. Von Mind heisst es im Text, dass er nicht nur der Zeichner, sondern im wahren Sinn der Porträtist seiner Tiere gewesen sei.

Siegfried Lang.

Tessiner Literatur

„La Casa vuota“ — „das leere Haus“ (Edizioni della Tipografia luganese, Lugano) widerhallt von der Klage Vinicio Salatıs um sein verlorenes Kind. Im Gedicht, das der Sammlung den Titel verleiht, ist die ungeheure Leere, darin einzig die Erinnerung an sein Kind lebt, völlig zu spüren: „Einst war Licht im Dunkel / Musik in der Stille / Leben im Weinen / und Lächeln in der Liebe...“ Jetzt aber sind die Blumen welk, müde die Möbel, und aus ihren Rahmen starren die Bilder dem Dichter staunend ins Antlitz. Jeder Schrei des Schmerzes wird ihm zum Gedicht. Erschütternd wirkt „Die einsame Puppe“; verwundert wartet sie auf die liebkosende Hand, reglos — geduldig — schweigend. Ueberall, „Fra tutti i bimbi“, unter allen Kindern, sucht er das Verlorene
„In keinem bist du, das vorübergeht,
und bist doch mitten unter diesen Kindern,
allüberall.“

Wo er auch geht, bei Tage, bei Nacht, am Gestade des Sees oder in Gesellschaft, unaufhörlich kreist sein Denken nur um das Eine — sein Kind. Die Einsamkeit ist es, die ihm schliesslich Ruhe und Frieden zu verheissen scheint, und wie erlöst, bricht er in die tröstlichen Worte aus:
„O Einsamkeit!

mir wunderbarer heute als die Liebe.“

Wenige Gedichte nur gibt es in dieser Sammlung, die nicht an sein leidvolles Erleben rühren; gerade diese aber sind nicht so stark und eigenartig; trotz neuem Hoffen, neuem Leben, das sie durchpulst, ist ihre Fülle nicht gestaltet; „Andare“ und „Volo“ sind aus dieser Reihe wohl die eindrucksvollsten.

*

Dante Bertolinis lyrisches Erstlingswerk „Voci e bisbigli“ (1936) war ganz auf Empfindung und Klangmalerei eingestellt; seine neuen Verse „Licheni“ (Istituto editoriale ticinese, Bellinzona) sind den früheren ähnlich, indes vertiefter im Ausdruck, freier in der Versführung. Wiederum ist es die heimische Natur, die ihm ihre Quellen erschliesst. Besonders aus den letzten Strophen des schlichten Gedichtes „Lichene“ ist seine Erdverbundenheit zu spüren:

„In hartes Felsgestein
die Wurzeln wühlen;
um einen Tropfen Tau
sich glücklich fühlen.

Wo es zutiefst sich birgt,
das Gute heben;
in karger Erde wie
die Flechte leben.

Nell' aspra roccia
mettere le radici,
sentirsi per una goccia
di rugiada, felici.

Scoprire il bene
dov' era più nascosto;
vivere come il lichene
nel più arido posto.

Glücklich äussert sich sein bildhaftes Schauen im ruhevollen Dahingleiten der „Schwäne“ auf dem See, in der „seligen Einsamkeit“ des Waldes, „wo zwischen Bäumen, geboren im Winde zu erschauern“, alles Müde von seinen Gliedern fällt, und in der „Nixenblume“, deren Lächeln über dem Sumpf erstrahlt, dass er zu leuchten beginnt.

Diese Verse lassen manch ein besinnliches, selbstempfundenes Gefühl in uns erwachen, doch fehlt ihnen ein wesentlicher innerer Reichtum — den uns vielleicht eine spätere Gedichtreihe schenken wird.

*

Wie in ihren beiden Erstlingen „Le bruciate“ und „Odor di Paese“ verfolgt Angela Musso-Bocca in ihrem Büchlein „Col lume d'allora“ — „Im Lichte von gestern“ (Eb.) folkloristische Absichten.

In dieser dritten Veröffentlichung ist die Ausdrucksweise leichter und einfacher als in den vorangehenden. Eine gewisse Zwiespältigkeit ergibt sich da und dort noch durch das Nebeneinander von persönlichem Erlebnis und Schilderung der Sitten und Bräuche.

Anmutig ist die Hauptgestalt des „Gerla preziosa“ überschriebenen Kapitels: Ein junges Weib mit dem Tragkorb am Rücken, das durch die Felsen zu Tal hinuntersteigt; der Korb aber birgt ihr Kindlein, das in der Alphütte zur Welt gekommen ist, und das sie nun zur Taufe trägt.

Der selbstgefällige Wirt „zum goldenen Hahn“, dem die Empfehlung seiner leckeren Gerichte wohlüstigen Genuss bedeutet, Nesto, der verkrüppelte Schuster und der in seine Weine verliebte „Stefanone“ sind lebendig gezeichnete charakteristische Gestalten.

Von derselben Autorin erschien neuerdings „Robinie“ (Eb.), eine Sammlung kurzer Aufsätze. Reizvolle Betrachtungen über Blumen, eine blühende Laube, Weinberge im Frühling u. a., wechseln mit einer Art Momentaufnahmen von Menschen und kleinen Episoden des täglichen Lebens, der „modernen Jugend“. Da ist der dreijährige Fabio, der die ganze Oelkanne leert, um sein Trottnet zu schmieren; auf die Vorwürfe seiner Mutter erklärt er: „jede Maschine, auch wenn sie keinen Motor hat, muss wenigstens ihr Oel und ihr Benzin haben.“ — „Ein ländliches Rezept“ zur Bereitung der Polenta ist in allen Einzelheiten ausgeführt. Und am Radio vernehmen wir sogar die „Stimme des Koches“, der seine lukullischen Geheimnisse verrät. — Selbst der „Washtag“ wird gewürdigt.

*

Eine Handvoll Tessiner Geschichten schenkt uns diesmal die Locarnesin Annina Volonterio in ihrem neusten Bändchen „Genzianelle“ (Eb.). Sie bewährt sich auch hier, wie in ihren früheren

Publikationen „Fiochino“ und „Maria Celeste Galilei“ als kluge Erzählerin. Ansprechend und nachdenklichen Gestes schildert sie Leiden und Freuden ihrer Landsleute, Schönheit und Gefahr der Berge ihrer Heimat.

Mit welch verstehendem Lächeln begleitet sie in „La prima passeggiata“ die Vorbereitungen zur Taufe, den Gang durch die Schneelandschaft zur Kirche hinunter, die selbstvergessene Rast bei warmem Wein, die durch die Botschaft des Hirten, der Pfarrer warte, jäh gestört wird. Tragikomisch ist die Schilderung der Heimkehr der weinseligen Paten, das leere Taufkissen und die Suche nach dem verlorenen Kinde, das endlich, oh Wunder der heiligen Nacht, tief eingeschnitten, gefunden wird: der Hirtenhund, halb erfroren, hat sich wärmend über das kleine Wesen gelegt, das in seiner wollenen Decke schläft und leise aber normal atmet.

Farbige und bewegte Szenen zeichnen auch die Erzählungen „L’aquila di Camperio“, „Nel Campo dei fiori“, „In Piera“ aus.

*

Vergangene Zeiten erstehen neu; Gestalten der Geschichte, der Landvogt von Uri, die Helden des Gotthard, der alte Barbarossa leben auf; wieder dröhnt der Schlachtlärm von Giornico — und für all diese romantischen Legenden findet Silvio Fiori in seinen Odi, Romanze e Ballate del Ticino (Arti Grafiche Arturo Salvioni & Co., Bellinzona) die entsprechende Form, den volkstümlichen Ausdruck.

Er führt uns durch die sonnenwarmen Täler des Tessins, lässt uns ihre Natur, ihre Kultur im Spiegel seiner Gedichte erleben. In der Liebe zur Heimat, zu ihren Traditionen wurzelt die Poesie Silvio Fioris, und bestimmt wird sie vor allem die schweizerische Jugend begeistern.

Hedwig Kehrl.

Berichtigung: Im letzten Novemberheft S. 457 ff. wurden die Fussnoten verwechselt; es sollte heissen: Theophil Spoerri, „Die Formwerdung des Menschen“ (Furche-Verlag Berlin 1938), Theophil Spoerri, „Trieb und Geist bei Racine“ (Archiv für das Studium der neueren Sprachen März 1933).

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweils anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60